



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutsche Sorgen in Österreich. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Deutsche Sorgen in Österreich.

1.



Es sind jetzt einige dreißig Jahre her, daß die Grenzboten, ihrem Namen getreu, sich der Deutschen in den damaligen Grenzlanden im Norden, zwischen Elbe und Königsau, annahmen und in „Schleswig-Holsteinischen Briefen“ über deren Bedrängung durch die Dänen berichteten. Etwa anderthalb Jahrzehnte später hatten sie eine ähnliche Pflicht zu erfüllen: sie wiesen in ausführlichen Schilderungen auf andre Angehörige unsrer Nation hin, die gleichfalls in schwerer Gefahr schwebten, ihr Volkstum zu verlieren, auf die Deutschen in den baltischen Provinzen Rußlands. Jetzt tritt eine dritte Aufgabe der Art an sie heran: sie haben auf die Vorgänge aufmerksam zu machen, welche die deutsche Nationalität jenseits der südöstlichen Grenze des Reiches mit Einbuße bedrohen, und zwar zunächst und vor allem auf den Kampf, in welchem die Deutschböhmen sich des gegen sie von Jahr zu Jahr eifriger und rücksichtsloser vordringenden Tschechentums zu erwehren suchen, und dessen bisheriger Gang zu einer Gestaltung der Dinge geführt hat, welche mit Zug eine beunruhigende genannt werden kann. Nicht ohne Grund rief schon vor einiger Zeit Graf Wurmbrand im Wiener Reichsrate aus: „In den russischen Ostseeprovinzen ist das Deutschtum nicht mehr gefährdet als in Böhmen, in Deutschböhmen!“ Und am 19. März d. J. erhob der Abgeordnete Hallwich dort dieselbe Klage mit den Worten: „Wahrlich, meine Herren, dergleichen kann nur mit russischen Zuständen verglichen werden. Das hat entweder der weiße Zar von Ihnen (den Tschechen und ihren Patronen) oder Sie haben es von dem weißen Zaren gelernt.“ In einigen Wochen werden wir diese traurige Erscheinung einer ausführlichen Darstellung unter-

ziehen, welche zugleich die Ursachen und die Entwicklung derselben ins Auge fassen und die Mittel betrachten wird, die dem Übel Einhalt zu thun und befriedigende Verhältnisse zu schaffen geeignet wären. Für jetzt geben wir nur als Einleitung und Vorbereitung einen historisch-statistischen Überblick über das Deutschtum im österreichisch-ungarischen Doppelstaate überhaupt. Zunächst aber wolle man uns einige Bemerkungen gestatten, die uns vor Mißdeutung unsers Unternehmens sicherstellen sollen.

Die Pflichten, welche uns die Bedrängnis der Deutschen in Schleswig-Holstein um die Mitte und bis über das Ende der fünfziger Jahre hinaus, dann die Angriffe auf das nationale Interesse unsrer Volksgenossen in den baltischen Provinzen des russischen Reiches und zuletzt die Vergewaltigung des deutschen Elementes in den habsburgischen Landen diesseits und jenseits der Leitha auferlegten, waren ähnliche, aber nicht gleiche, zunächst weil uns im zweiten und dritten Falle nicht dasselbe Recht, dann, weil uns in ihnen nicht dieselbe Macht, einzugreifen und Wandel zu schaffen, zur Seite steht wie im ersten. Die „Schleswig-Holsteinischen Briefe“ der Grenzboten gehörten zu den Sturm-vögeln, welche in dunkler Zeit einem Befreiungskriege vorausflogen, der übrigens auch erst möglich wurde, als die dänische Regierung, von der Kopenhagener Demokratie gezwungen, eine völkerrechtliche Verpflichtung gebrochen hatte. In Betreff der baltischen Frage, wo die russische Regierung ebenfalls mehr einer Partei zu folgen, als aus eigener Überzeugung zu handeln scheint, vermögen wir für die deutsche Politik gegenwärtig keinerlei Befugnis zur Einmischung, bestünde sie auch nur in freundschaftlichen diplomatischen Vorstellungen, zu entdecken, wohl aber raten Gründe, die zu Tage liegen, dringend, davon abzusehen. Nur das Gefühl braucht sich hier sein Recht nicht nehmen zu lassen. Unsre Presse darf über das Unheil klagen, durch Mitempfinden einigermaßen trösten und vielleicht auf die Möglichkeit besserer Tage hindeuten, die aber, von jetzt wohl fernem großen politischen Wendungen abgesehen, immer nur darin liegen würde, daß man in Petersburg einmal zu der Erkenntnis gelangte, man schade mit den betreffenden Maßregeln gegen den sittlich tüchtigsten, intelligentesten und loyalsten Teil der Untertanen des Zaren sich selbst. Nicht viel anders verhält es sich mit unsrer Stellung zu der übeln Lage, in welche sich das Deutschtum in Oesterreich und Ungarn durch die Ansprüche und Erfolge der Slawen und Magyaren gebracht sieht. Auch hier handelt die Regierung mehr geschoben und gezogen als aus eigner Antriebe, auch hier läuft sie Gefahr, dem Reiche schwere Nachteile zuzufügen und verhängnisvolles Unheil heraufzubeschwören, aber auch hier haben wir uns zu bescheiden und zu beschränken; denn auch hier stehen wir Deutschen im Reiche vor einer innern Frage im Hause des Nachbarn, der uns zudem seit 1879 in eminentem Sinne ein getreuer Nachbar ist. Ob bei ihm wohlwollende Vorstellungen privater Natur, die auf die Gefahr hinwiesen, nicht, wenn sie von der rechten Stelle ausgingen, an maßgebendem Orte Ver-

trauen und Erfolg in Handlungen finden würden, wissen wir nicht zu sagen. Die Möglichkeit eines Mißverstehens scheint uns ausgeschlossen. Die Presse im deutschen Reiche aber kann hier mehr thun als im vorigen Falle, sie darf sagen, daß Österreich durch die Deutschen entstanden ist und durch sie zusammengehalten wird, daß jede unbillige Begünstigung der nichtdeutschen Nationalitäten mithin eine Versündigung an sich selbst ist, und daß solche Begünstigung in weitem Umfange jetzt stattfindet, sie darf dies durch beharrliche Wiederholung zur Überzeugung ihres Publikums daheim machen und die so entstandene und befestigte öffentliche Meinung den Stammverwandten jenseits der Grenze als Trost, als Bundesgenossin in ihrem Kampfe und als eine *ultima ratio* für den schlimmsten Fall vor die Augen halten. Es ist keine Offensive, sondern Selbstverteidigung, wenn sie das deutsche Österreich gegen die Flut des Slaventums wahren hilft, welche es mehr und mehr zu überschwemmen und so die Vorlande vor unsern Grenzdeichen sich einzuverleiben im Begriffe ist.

Der Ausdruck *ultima ratio* könnte mißverstanden werden, und so beeilen wir uns, dem durch die Erklärung vorzubeugen, daß wir das gegenwärtige Verhältnis des deutschen Reiches zum österreichisch-ungarischen Donaufstaate für das einzig naturgemäße und beiden Teilen erspriechliche, eine Vereinigung beider also, die viel enger als das Bündnis von 1879 wäre, für nicht wünschenswert und die Hoffnungen auf eine Einverleibung der deutschen Österreicher in den Staat der Nation für Phantasterei und Chimäre halten; wenigstens für die von menschlichen Augen zu übersehende Zukunft. Festes Zusammenstehen beider Gruppen gegenüber den beide gleich bedrohenden Mächten im Westen und Osten und reger und immer reger werdender geistiger Wechselverkehr zwischen den Stammverwandten hüben und drüben zu gegenseitiger Ergänzung und Stärkung ist alles, was wir brauchen, und was wir in Folge dessen verlangen und erstreben dürfen. Das deutsche Element im österreichischen Organismus nützt uns mehr, wenn es draußen bleibt, als es uns nützen würde, wenn es unserm Verbande angegliedert würde. Es ist dort die Goldader im Körper des aus allerhand Metallen zusammengesetzten Königsbildes im Goethischen Märchen von der schönen Lily. Das Bild zerfiel, als die Schlange das Gold herausgeleckt hatte. Der Bestand Österreichs ist eine europäische Notwendigkeit und ihn zu erhalten Bedürfnis und Pflicht ersten Ranges für uns. Überdies wäre jenes deutsche Element, wie dessen geographische Verteilung sofort erkennen läßt, nicht allein für uns zu gewinnen. Wir müßten mit ihm eine größere Anzahl Slaven in den Kauf nehmen, mit denen wir uns die Krankheit einimpfen würden, an welcher Österreich jetzt vorzugsweise leidet. Und ließe sich das vermeiden, wie es sich nicht vermeiden läßt, so bliebe immer noch das Bedenken übrig, daß die Deutsch-Österreicher Katholiken sind, die mit den ungebildeten Bevölkerungsschichten in ihrer Mitte und noch mehr mit einem einflußreichen Teile der gebildeten sofort in das Lager unsrer Ultramontanen einziehen würden,

die uns jetzt schon Not genug gemacht haben. Man erinnere sich nur an das bigotte Tirol und an die Gesinnungen, welche die adlichen Großgrundbesitzer Böhmens zur Schau tragen. Doch genug von diesem Kapitel, dem sich noch mancherlei Beweise dafür anfügen ließen, daß die Erfüllung gewisser Wünsche, die in den letzten Jahren diesseits wie jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle laut geworden sind, für uns kein Segen sein würde, so hoch wir auch die Begabung unsrer Stammesgenossen im Donaufstaate anschlagen mögen. Übrigens ist, wie manches sich auch in Österreich gelockert hat, der baldige Zerfall desselben eine bloße Phrase. Die bestehenden Schwierigkeiten können noch und werden hoffentlich noch zur rechten Zeit überwunden werden, und wenn die Deutschen diesseits die Deutschen jenseits, die unter Tschechen, Polaken und Slowaken, Slowenen und Ruthenen die einzig wahren Österreicher sind, in der hier angedeuteten Weise kräftig und ausdauernd unterstützen, so werden sie wesentlich zum Gelingen des Werkes der Überwindung beitragen und zuletzt auch da Dank ernten, wo man ihre Teilnahme am Widerstande gegen die Entnationalisierung jetzt ungern sieht und zu verdächtigen bemüht ist.

Nach dieser Verwahrung gehen wir zur Betrachtung unsers eigentlichen Themas über, und zwar zunächst zu einem kurzen Rückblick auf das, was die Deutschen ehemals in Österreich leisteten und waren, dann zu einem Blicke auf den Rückgang, der sich bei diesem Elemente der Bevölkerung unsers Nachbarstaates in der letzten Zeit bemerken ließ.

Vor Beginn der Völkerwanderung war das österreichische Alpenland bis gegen die Donau hin von Kelten bewohnt, nach derselben von germanischen Völkerstämmen, unter denen der baierische hier die erste Stelle einnahm, welchem noch jetzt die Hauptmasse der dortigen deutschen Bevölkerung angehört. Seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts drangen Slawen im Gefolge des Steppenvolkes der Avaren vom Osten her längs der Flußläufe bis nach Tirol, Salzburg und Oberösterreich vor; aber zu schwach, um sich gegen die avarischen Dränger behaupten zu können, lehnten sie sich an die germanischen Nachbarn an, die unter dem Geschlechte der Agilolfinger ein mächtiges Stammherzogtum begründeten, welches jene theils zurückdrängte, theils in seiner Nationalität aufgehen ließ. In noch engere Verbindung mit dem deutschen Staats- und Kulturleben gelangten diese Länder durch Karl den Großen, der die Agilolfinger bezwang, ihr Gebiet seinem Reiche einverleibte, die Macht der Avaren vernichtete und die Ostmarken seiner Herrschaft bis tief in das heutige Ungarn hinein erweiterte. Er vergab ausgedehnte Strecken des damals schwach bevölkerten Landes an fränkische und baierische Adliche, an Klöster und Bistümer. Das gesamte Grundeigentum gelangte so in deutsche Hände, es entwickelte sich ein deutscher Herrenstand, in dessen Gefolge sich eine Flut deutscher Ansiedler in die Urwälder und Haiden des Donauthales und der Alpengegenden ergoß, um sie in bebauten Boden zu verwandeln. Im Osten erstreckte sich diese deutsche

Kulturarbeit bis über Raab hinaus, im Süden bis an das adriatische Meer. Die fränkische Verwaltung mit Gau und Hundertschaft wurde eingeführt, dergleichen die fränkische Heerverfassung. Allmählich entstanden in den Klöstern Schulen und Bibliotheken, und so regten sich in dem fernen Ostlande auch die ersten Anfänge zu höherem geistigen Leben. Diese schöne Entwicklung wurde durch das Eindringen der Magyaren unterbrochen, welche zunächst in den Tiefebene der Donau und Theiß Wohnsitze fanden und dann in wildem Reitersturm gegen die deutsche Ostmark aufbrachen, die, nachdem 907 in der großen Raaber Schlacht Markgraf Luitpold von Scheven mit vielen weltlichen und geistlichen Herren und dem gesamten Heerbann des bayerischen Herzogtums gefallen war, bis zur Enns verloren ging und gänzlicher Verwüstung anheimfiel. Seitdem brachen die neuen Hunnen fast jedes Jahr sengend und mordend in die deutschen Lande ein, und erst dann tagte eine bessere Zeit, als der Stamm der Sachsen dem Reiche in seinem Herzoge Heinrich einen ebenso mannhaften als klugen Führer gegeben hatte. Sein Sieg an der Unstrut befreite Norddeutschland von der Magyarenplage, sein gewaltiger Sohn und Nachfolger Otto wies sie durch die Schlacht auf dem Lechfelde für immer aus den Grenzen der Reiches und nahm den Eroberern einen großen Teil des von ihnen geraubten Landes wieder ab, um daraus eine neue Ostmark zu gründen, mit der von Otto dem Zweiten das fränkische Geschlecht der Babenberger belehnt wurde. Auch andre Begründer fürstlicher Macht in den Alpenländern waren süddeutschen Ursprungs: so die Traungauer in Steiermark, die Eppensteiner und die Sponheimer in Kärnten, endlich die Habsburger. Mit den fürstlichen und adeligen Familien aber zogen abermals Schaaren deutscher Kolonisten nach dem Osten, der, zur Einöde geworden, nun von neuem von der Art und dem Pfluge für die Kultur gewonnen wurde und sich in seinen nördlichen Strichen fast ausschließlich in deutsches Land verwandelte. Auch im Süden macht das Deutschtum wieder Fortschritte. Die Stadtanfänge in Untersteiermark sind deutsche Sprachinseln, in Kärnten verschwinden die freien slovenischen Grundbesitzer mehr und mehr, in Krain wandern deutsche Adelige, darunter die schwäbischen Auersperger, und zahlreiche Bauern ein. Allenthalben kam das deutsche Volksrecht zur Geltung, und überall war neben dem Lateinischen das Deutsche die Schrift- und Amtssprache. So erscheint die Kerngruppe des heutigen österreichischen Staates schon frühzeitig als ein stets wachsender Komplex deutscher Länder. Freilich machte sich bei ihrer Entfernung vom Mittelpunkte des Reiches die Neigung zur Bildung politisch selbständiger Gebiete bemerkbar, immer aber blieben sie in vielen Beziehungen mit jenem verbunden. Ihre Fürsten und Ritter z. B. nahmen eifrig an den Kreuzzügen und Römerfahrten der deutschen Könige teil. Das Interregnum, welches nach dem Aussterben der Babenberger in den Ostmarken fast gleichzeitig mit demjenigen begann, welches nach dem Aussterben der Hohenstaufen im deutschen Hauptlande Verwirrung und Schwäche hervorrief, wurde dort zur

Gefahr vor der böhmischen und ungarischen Begehrlichkeit. Aber Rudolph von Habsburg wendete dieselbe ab, indem er seine Söhne mit diesen Landen belehnte, wodurch letztere dauernd mit dem Reiche verbunden wurden. Auch die Grafen von Tirol suchten ihrem Lande den deutschen Charakter möglichst zu wahren. Es wurde mit deutschen Herzogtümern, erst mit Baiern, dann mit Kärnthen verbunden. Deutsche Herren siedelten sich an der Etsch an, deutsche Städte entstanden, die Bischöfe von Trient und Brixen riesen, noch im 12. und 13. Jahrhundert von deutschem Geiste erfüllt, Ackerbauer und Bergleute aus dem Reiche ins Land. Die Gewinnung von Metallen war nicht nur hier, an der Grenze der wälschen Welt, sondern auch in Steiermark, Salzburg und Kärnthen einzig in den Händen von Angehörigen unsrer Nation. Dasselbe war mit dem regen Handelsverkehr der Fall, der sich auf der Wasserstraße der Donau und auf den Wegen über die Alpen bewegte und in Linz, Hainburg, Steyr, Wien und Wiener-Neustadt, Bruck, Graz, Villach, Judenburg und Laibach seine Märkte und Stapelplätze hatte. Gleiches gilt von der Pflege der Künste. Die Wiener Bauhütte, welche eine Tochter der Straßburger war und ihr untergeordnet blieb, hatte ihrerseits Filialen in kleinern Orten, z. B. in Graz, welches in Meister Hans Niesenberger den Künstler erzog, der den Chor des Freiburger Münsters vollendete. Im Dienste der Architektur wurden auch die Plastik in Stein und Erz und die Glasmalerei von Deutschen mit schönem Eifer und Erfolg betrieben. Frühzeitig gediehen in diesen österreichischen Landen die im Mittelalter nah verschwisterten Künste der Poesie und Musik. Das Nibelungenlied erhielt hier seine letzte Gestalt, desgleichen das Epos Gudrun, welches noch heute in den Volksagen der Godshee, dieser fernen deutschen Sprachinsel des krainischen Slawenlandes, nachklingt. Der Minnesang fand Gönner an den österreichischen Fürsten und Adlichen, und mehrere der letzten Babenberger, Heinrich von Mödling, Leopold der Glorreiche und Friedrich der Streitbare traten selbst als Dichter auf. Walther von der Vogelweide, vielleicht ein Tiroler, lebte in seiner Jugend in Oesterreich. Noch im fünfzehnten Jahrhundert trieb der Minnesang, im übrigen Deutschland abgestorben, in den Dichtungen der tiroler Ritter Oswald von Wolkenstein und Hugo von Montfort eine Nachblüte. Schulen der Meistersinger waren später an verschiednen Orten, u. a. in Wels und Wien, wo Hans Sachs sich hören ließ. Schulen, wo die Wissenschaft gepflegt wurde, gab es schon im achten Jahrhundert in den Klöstern Mondsee und Kremsmünster, später aber auch in den größeren Städten, z. B. in Wien, Graz, Laibach und Stein; in letzterem Orte studirten 1317 auch Fremde aus München und selbst aus der Gegend von Hamburg. Wien erhielt 1365 eine Universität, der bald aus allen Teilen Deutschlands Studenten zuströmten. Zuerst wurden meist Lehrkräfte aus dem deutschen Westen, aus Schwaben und Hessen berufen, aber schon im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir größtenteils Einheimische hier wirken, darunter Gelehrte ersten Ranges, wie Johann von Gmunden

und Georg von Feuerbach. Seit dem Ende jenes Jahrhunderts eroberte sich der Humanismus auch hier einen fruchtbaren Wirkungskreis, nachdem Kaiser Maximilian hervorragende deutsche Vertreter desselben, wie Konrad Celtis, Cuspinian und Agricola, herangezogen hatte.

Das ausgehende Mittelalter war für die österreichischen Alpenländer keine glückliche Zeit. Unausgesetzte Erbstreitigkeiten im Hause der Habsburger und die Unbotmäßigkeit des Adels und dessen Fehden mit den Landesfürsten und Städten schädigten deren Blüte schwer, und dazu kam das Vordringen der Türken, gegen welche Ungarn, durch Parteiong zerklüftet und geschwächt, keinen Schutz gewährte und der schwerfällig arbeitende Organismus des deutschen Reiches lange Zeit keinen genügenden Beistand leistete, und welche insolgedessen besonders die innerösterreichischen Provinzen Steiermark, Kärnthen und Krain in greuelvoller Weise heimsuchten und verwüsteten. Schlimmer aber war für das Deutschtum in Österreich, daß ihm zu Anfang der neuen Zeit das habsburgische Herrscherhaus für mehr als drei Jahrhunderte entfremdet wurde, indem ihm die burgundische und die spanische Erbschaft zufielen und der Erwerb Böhmens und Ungarns vorbereitet wurde. Maximilians Nachfolger war zwar römisch-deutscher Kaiser, aber mit dem Tone auf römisch. Er war ein kosmopolitischer Herrscher und viel mehr Burgunder und Spanier als Deutscher. Sogar die deutsche Sprache war ihm fremd, und noch weniger konnte er die mächtige norddeutsche Bewegung verstehen, welche sich in Gestalt der Reformation gegen Roms Wesen und Macht erhob und bald auch die österreichischen Lande ergriff. Rasch bahnte sich dieselbe, durch einzelne Geistliche und Gelehrte, durch Studenten, die von deutschen Hochschulen zurückkamen, und durch Kaufleute verbreitet, ihre Wege, aber nur in den rein deutschen Gegenden. Ein großer Teil des Klerus, fast der gesamte Adel, die meisten Städte, desgleichen das Landvolk nahmen die neue Lehre an. In Wien, Graz und Klagenfurt erhielt kein Katholik das Bürgerrecht mehr, öffentliche Prozessionen der Römischen wurden nicht mehr gestattet, überall entstanden protestantische Schulen und Druckereien. Ferdinand I. vermochte nicht viel dagegen zu thun, doch berief er zur Bekämpfung des Zustandes, den er faktisch dulden mußte, 1551 die Jesuiten nach Wien. Erst sein jüngerer Sohn, Erzherzog Karl von Innerösterreich, schritt zu planmäßiger Restauration in seinen Landen, in Steiermark, Kärnthen und Krain. Er übergab die neugegründete Universität in Graz den Jesuiten, vertrieb die Prediger und verbrannte die Bücher der Lutheraner, und schaffte den evangelischen Gottesdienst in den Städten und Marktflecken ab, wie lebhaft auch die Stände dagegen protestiren mochten. Noch energischer faßte sein Nachfolger, der Erzherzog Ferdinand, die Sache an, nachdem er in Voretto gelobt hatte, die Kegerei mit Stumpf und Stil auszurotten. Umsonst wendeten sich die Stände an den spanisch erzogenen Kaiser Rudolf II. Derselbe ließ die Gegenreformation auch in Nieder- und Oberösterreich gewähren. Die Schlacht am weißen Berge wirkte später wie auf

Böhmen und Mähren auch auf die österreichischen Alpenländer, wo Ferdinand, jetzt deutscher Kaiser, „keine protestantische Mücke mehr dulden“ wollte. Wie früher die Bürger und Bauern, so wurde jetzt auch der Adel gezwungen, entweder katholisch zu werden oder das Land zu verlassen. Viele zogen das letztere vor, und allein im Jahre 1629 wanderten aus Steiermark, Kärnthen und Krain 860 Adliche aus. Nicht minder siegte der Romanismus in Tirol und anderwärts, soweit Ferdinand gebot. Die Gegenreformation desselben ging mit dem Verluste der ständischen Freiheit Hand in Hand und war ein verhängnisvoller Schlag für das Deutschtum. Die Massenauswanderung der Protestanten entzog ihm seine besten Kräfte, der Adel verlor seinen nationalen Charakter, im südlichen Steiermark, in Kärnthen und Krain änderte sich das Verhältnis der Slawen und der Deutschen durchaus zu Ungunsten der letztern, indem die Städte und Märkte einen großen Teil ihrer deutschen Bevölkerung einbüßten und der Rest allmählich von den katholisch gebliebenen Slovenen aufgesogen wurde. Tirol wurde mit italienischen Geistlichen und Mönchen überschwemmt, der Hof ins Innsbruck trat in lebhaften Verkehr mit wälschen Fürstenhäusern, in der Stadt ließen sich italienische Adliche, Beamte, Gewerbsleute und Künstler nieder, die ihr nach und nach den Typus ihrer Nationalität ausprägten. Ähnliches vollzog sich in andern Orten, vorzüglich im Süden, wo auch wälsche Bauern in Menge einwanderten und die deutsche Sprache zurückdrängten. Von deutscher Zuwanderung war nicht mehr die Rede. Das Traurigste aber war für diese südösterreichischen Provinzen, daß seit der Gegenreformation eine strenge Absperrung des geistigen Verkehrs derselben mit dem „Reiche“ gehandhabt wurde, infolge welcher die dortigen Deutschen mit der Entwicklung des Lebens und Wissens jenseits der schwarzgelben Grenzschranken nicht mehr Schritt halten konnten und allmählich sich selbst das Bewußtsein unter ihnen schwächte, national zu den übrigen Deutschen zu gehören. An die Stelle des lebhaften kirchlich-politischen Streites trat ein schläfriges Stilleben, ein Vegetiren ohne Spannung und Ziel, die geistige Produktion wurde zu kläglicher Impotenz, der Horizont verengerte sich, und zuletzt sahen die Augen der Mehrzahl nicht viel mehr als den Hahn auf dem heimatischen Kirchturme. Über das ganze weite Land breitete sich der Geist einer Kleinstädtereier aus, die sich zwar gut regierte, aber die Regierten zu keinem Fortschritte kommen ließ. Nur die Türkennot, welche im letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts bis vor die Mauern Wiens drang, brachte noch ein Zusammenwirken der deutschen Kräfte in und neben Österreich. Dann schloß das Deutschtum in den österreichischen Erblanden von neuem ein, und der kosmopolitische Absolutismus der Regierung sorgte im Vereine mit dem Jesuitismus, daß es nicht erwachte, da von ihm allein Störung des Systems zu fürchten war, dem man bei der Verwaltung folgte. Erst mit den planmäßigen Reformen Maria Theresias und Kaiser Josefs begann der Morgen zu dämmern. Das beharrliche Bestreben dieser Monarchen, ihr Reich zu zentralisiren und aus dem locker gefügten Länderkonglomerat ein festes Ganze

zu bilden, mußte zunächst dem Deutschtume im Süden, wo Slovenen und Italiener es gefährdeten, zu Gute kommen; denn daß die Staatssprache, die insbesondrer Josef für den verwickelten Organismus seines Reiches zur Geltung zu bringen suchte, die deutsche sein mußte, litt damals keinen Zweifel. Dem Kaiser war es aber nicht bloß Mittel zum Zweck, er stand ihm auch mit dem Herzen nahe, er war seit Jahrhunderten wieder der erste österreichische Herrscher, der „stolz darauf war, ein Deutscher zu sein.“ Wie er seine Absichten nicht erreichte und wie nach seinem Tode die alte Absperrung gegen den deutschen Geist und die alte Überwachung und Niederhaltung aller freieren Regungen von neuem begannen und bis gegen die Mitte unsers Jahrhunderts fortwährten, ist satfam bekannt, und über das, was sich weiter entwickelte, werden wir in einem spätern Artikel berichten, nachdem wir zunächst noch einen Rückblick auf die Geschichte der Deutschen in den österreichischen Sudeten- und Karpathenländern gemacht haben werden.



Max Duncker.



Es ist sehr erklärlich, daß in der Mehrzahl der Skizzen, welche das Wesen und den Lebensgang des Mannes gezeichnet haben, dessen Andenken auch die folgenden Blätter festhalten sollen, der Ausgang von der Thatsache genommen ist, daß Duncker seinem Lehrer Ranke und seinem Berufsgenossen Waitz so schnell im Tode gefolgt ist. In der That ist der Verlust, welchen die historische Wissenschaft durch das Abscheiden solcher Koryphäen erlitten hat, ein fast unerseßlicher, zumal der wenig früher heimgegangene S. G. Droysen von dieser Dreizahl nicht getrennt zu denken ist. Gleichwohl sondert sich Duncker und mit ihm Droysen von Ranke und Waitz nicht unerheblich; sie bilden eine Gruppe für sich, die ihre eignen Wege ging und das engere Zusammengehören auch im täglichen Verkehr zur Anschauung brachte. Beide waren ausgerüstet mit einer allmählich selten werdenden philologischen Bildung, beide sind die berufensten Darsteller des Griechentums, der eine für die Anfänge, der andre für den Ausgang geworden. Und doch lag bei beiden das Herzensinteresse anderswo, es war dem Erstarken und dem Glanze des vaterländischen Staates zugewandt; sie haben einen direkten Einfluß auch auf die Gegenwart ausüben wollen und sind nicht nur Historiker, sondern auch Politiker gewesen.

Max Wolfgang Duncker war am 15. Oktober 1811 in Berlin geboren. Sein Vater hatte seit 1809 mit Pierre Humblot zusammen die Frölichsche Grenzboten IV. 1886.